

„Vom Segen der Vielfalt - Schülerinnen und Schüler im Gespräch“

Schule, Freundschaft, Partnerschaft, Familie, Freizeit – welche Rolle spielen hier unterschiedliche religiöse Herkunft und kulturelle Wurzeln? Wie tief sitzen Vorurteile und welche Rolle spielen sie? Über diese und andere Fragen der Integration spricht Elke Drewes-Schulz, Schulpastorin in Hannover, mit Schülern und Schülerinnen ihrer Schule. Auch kommen Geschichten gelungener Integration, wie die Bibel sie erzählt, in dieser Sendung zur Sprache.

Schon viele Jahre drücken sie gemeinsam die Schulbank: Maria und Ilaf, Nils und Mohammad, Tibor und Alexander und die anderen, die sich von mir zu einem Gespräch über Integration haben einladen lassen. Nur Hanifa ist erst vor knapp zwei Jahren aus Marokko nach Deutschland gekommen. Die übrigen stammen aus Syrien, dem Iran, aus Deutschland oder kommen aus Kasachstan. Sie sind Muslime und Christen. Maria ist Jüdin. Alle sind sie zwischen 17 und 19 Jahre alt und besuchen das Gymnasium, an dem ich als Schulpastorin arbeite.

Man kennt sich, zumindest vom Sehen. Einige belegen hier und da denselben Kurs und sind es gewohnt, miteinander zu reden – fachbezogen versteht sich. Doch diesmal treffen wir uns außerhalb des regulären Unterrichts. Im gemeinsamen Gespräch soll es darum gehen, wie die jungen Erwachsenen das multikulturelle und multireligiöse Miteinander in und außerhalb der Schule ganz persönlich erleben. Spielt die unterschiedliche Herkunft oder die andere Religion eine Rolle? Können aus Fremden auch Freundinnen und Freunde werden?

Nils

In meinem Freundeskreis hab ich jetzt nicht den Eindruck, dass etwas mit Integration nicht funktioniert hat. ...Sämtliche Leute, mit denen ich es zu tun hab, da ist es mir egal, wo die letztendlich herkommen. Wir verständigen uns nicht auf dem Hintergrund: Ja, du kommst ja daher. Es ist völlig egal, wo die herkommen.

Sagt Nils. Auch Mohammad, der Moha genannt werden will, äußert sich ganz ähnlich. Seine Familie stammt aus dem Iran.

Moha:

Viele Leute denken, dass ich jetzt in der Schule bin und nach der Schule, nachmittags nur noch mit Ali, Murat und Ahmed unterwegs bin. So ist es nicht. Ich bin nämlich auch mit Hans, Peter und Gerrit unterwegs. Und ich denke, das Leben nachmittags ist genauso, wie es in der Schule auch ist. Also das ist sehr gemischt. Es funktioniert sehr gut. Man versteht sich, weil wir in der Generation sind, die jetzt jung miteinander aufwachsen und das Zusammenleben eigentlich ziemlich gut funktioniert. Und man sehr enge Freundschaften findet, mit denen man sich wohl fühlt.

Für viele andere – davon ist Moha überzeugt - stellen kulturelle und religiöse Unterschiede jedoch oft noch unüberwindbare Hindernisse dar.

Moha:

Integration bedeutet auch die Akzeptanz und Toleranz der jeweiligen Kultur, ...in der man sich befindet. Integration verlangt sehr viel Kompromisse, um sich erfolgreich integrieren zu können in eine Gesellschaft. [...]

Religiöse Menschen tun sich schwer, diese Kompromisse einzugehen. Menschen mit ... also muslimische Menschen tun sich sehr schwer, ... Kompromisse einzugehen, um sich der ... deutschen Kultur anzupassen. D.h., dass sie verschiedene Aspekte einfach nicht einsehen und ihre Kultur beibehalten wollen und nicht bereit sind, sich anzunähern.

Tibor hat gelernt, vorsichtig mit seinen muslimischen Altersgenossen umzugehen:

Tibor:

Viele meiner Freunde kommen aus dem Ausland. ... Und da hat man dann schon Angst, wenn man da etwas Falsches sagt – auch nur zum Spaß – wenn man dann was gegen den Gott aus der Religion des einen sagt, und das eigentlich nur als Spaß meint, dann hat man schon Angst, dass er sich dann wirklich betroffen fühlt ... Und da muss man dann schon aufpassen, was man sagt und vor allem zu wem und wie man was sagt.

Die Jugendlichen empfinden es als große Chance, diesen Umgang miteinander einüben zu können – ein echter Vorteil, meint Moha:

Moha:

Ich denke, dass es wichtig ist, (...) zu erwähnen, dass wir uns hier auf einem Gymnasium befinden, wo der Ausländeranteil geringer ist als an anderen Schulen....

Ich denke, dass man hier in irgendeiner Art und Weise auch gezwungen wird, sich zu integrieren, wenn man denn sich fort- und weiterbilden möchte und eine erfolgreiche Bildungslaufbahn haben möchte. [...]

Das geht nicht allen so, schränkt er ein:

Moha:

Viele Migrantenkinder [oder Jugendliche mit Migrationshintergrund] fühlen sich in vielen Hinsichten noch benachteiligt. Dadurch entsteht Frust und man merkt eigentlich, dass es diese Chancengleichheit nicht für alle gibt. Und dadurch bilden sich ... eigene Kulturvereine und diese Abschottung von der deutschen Gesellschaft. Und das führt dazu, dass man sich selber auch ausgrenzt und sich nicht mehr annähern möchte. Das ist das Problem, das wir letztendlich hier haben. Weil ich selber persönlich auf einem etwas ländlicheren Gebiet wohne, wo es auch ältere Menschen gibt, die sehr konservativ sind und mich immer sehr komisch angucken. Aber das ist dann umso schöner, denen das Gegenteil zu beweisen, dass man eigentlich anders ist, als die Vorurteile es denen sagen.

Besonders die muslimischen Jugendlichen verwahren sich dagegen, vorschnell in eine bestimmte Schublade gesteckt zu werden. So wie Hanifa:

Hanifa:

Ich würde sagen, dass die Medien halt das große Problem sind. Es ist meistens so, dass in den Nachrichten immer: Osama Bin Laden und Islamisten. Und so haben Deutsche und Europäer immer so 'n Bild von den Muslimen: Terroristen, Islamisten usw. Die lassen sich einfach nicht Zeit, uns irgendwie kennen zu lernen und so. Die verurteilen uns also für das, was sie halt im Fernseher und so sehen.

Auch Nils beklagt gewisse Ressentiments einiger Deutscher gegenüber Ausländern. Einmal war er mit Freunden zum Shoppen unterwegs, die einen Migrationshintergrund hatten:

Nils

Jeder kennt das: Man geht aus dem Laden raus, hat irgendwas gekauft und trotzdem piepst halt die Sicherheitssperre. Da geht's mir z. B. so, dass wenn ich mit Freunden, die aus dem Ausland kommen, gehe, sind die Sicherheitsleute dann sehr unfreundlich. Das hatt' ich auch schon, dass sie dann da einen riesen Tamtam draus gemacht haben und jetzt komplett die Leute durchsucht haben, was die da jetzt wohl geklaut hätten. Und ich finde, das geht schon mal gar nicht, dass solche Vorurteile die Leute beeinträchtigen, die jetzt eben sich auch schon teilweise integriert haben oder: Die haben sich integriert und werden trotzdem schlecht behandelt...

Hanifa ist noch keine zwei Jahre in Deutschland und hat doch schon deutlich zu spüren bekommen, dass sie als Fremde bei einigen unerwünscht ist. Weil sie ein Kopftuch trägt.

Hanifa:

(...)Letztens war das so, dass ich irgendwie die Straße rübergehen wollte und ne Frau hinter mir gerannt ist und meinte: „Ey, ihr Scheißtürken.“ Ich hab mich dann wieder hingedreht und meinte: „Ich bin keine Türkin. Ich bin Marokkanerin.“ „Ja, Scheißaraber.“ „Ich bin nicht Araberin, sondern Marokkanerin.“ Sie schaut mich wieder an und meinte so: „Ja, Scheißmuslime.“ Ich bin einfach weiter gegangen, konnte nichts sagen. Was soll ich denn eigentlich sagen?

Hanifas Mitschüler Alexander versucht zu erklären, wie es zu solch feindseligen Reaktionen kommen kann:

Alexander:

Ich schätze mal, dass das Problem halt meistens ist, dass man ... Leute sieht und von außen ... nur beurteilt und man sieht, dass die anders aussehen, anders sind, und man dadurch dann darauf schließt, dass die anders sein müssen. Und erst, wenn man dann welche im Freundeskreis kennen lernt oder in der Schule. Man hat ja jeden Tag irgendwas mit jedem Schüler im Kurs ... was zu tun, dass man dann erst sieht, dass sie eigentlich genauso sind wie wir... und doch nicht so anders. Also dass man dann eher auf das Innere eingeht und nicht so sehr vom Äußeren her urteilt.

Bevor Hanifa auf unsere Schule kam, hat sie eine andere besucht. Dort stieß sie auf Ablehnung.

Hanifa:

Mein Deutsch war nicht so gut wie jetzt. Es war richtig schlimm. Und die Lehrer haben mich für jede Kleinigkeit immer fertig gemacht. Jede Kleinigkeit, jedes Mal. „Was machst du hier in Deutschland? Was willst du denn von uns? Was für eine Zukunft stellst du dir denn hier in Deutschland vor – bla, bla, bla.“ Und dann irgendwann ((wollten die mir,)) wollten die mich sitzen lassen, weil ich nur in Englisch und Deutsch halt ne Fünf hatte. Ich hatte in meinem Land gar kein Englisch und ich hatte auch gar kein Deutsch. (...) Ich bin zum Direktor gegangen und wollte mit ihm sprechen Naja, ich hatte richtig Angst, dass ich dann sitzen bleibe. Das wollte ich nicht. Ich bin dann zu ihm gegangen und hab mit ihm geredet. Und dann meinte er so: „Ja, eigentlich ist es deine Sache. Du bist diejenige, die auf ein Gymnasium gehen wollte. Ich hab dir schon vorhin gesagt, du sollst auf eine Real gehen. Aber du hast es ... halt so entschieden.“ Ich dachte: „Mein Gott, ich brauche Unterstützung – nicht niedergemacht zu werden.“

Moha und Maria haben Hanifa aufmerksam zugehört und meinen:

Moha:

Ja, ich denke, dass diese Negativstimmung, die wir gerade in diesem Land haben, und die ganzen Debatten und Diskussionen ... dadurch zustande kommen, dass es zwischen den Migranten und den Deutschen auch viele kulturelle Auseinandersetzungen gibt und man dadurch die Vorurteile nur noch schärft... und sich nach solchen Auseinandersetzungen nicht mehr annähern möchte.

Maria:

Vorurteile fallen ja nicht einfach vom Himmel, sondern man sieht sie alltäglich immer wieder aufleben ... Es gibt ja Leute mit Migrationshintergrund, die sich trotz allem nicht integrieren wollen. Und natürlich es ist nicht die ganze Masse. Es ist wahrscheinlich nur ein bestimmter Prozentanteil. Aber wenn man diesen Prozentanteil zum Beispiel in der Straßenbahn sieht, wie die rumpöbeln und versuchen, irgendwen ... anzumachen, dann hat man natürlich Ängste und automatisch Vorurteile.

Die Angst vor allem, was fremd und andersartig ist, ist dem Menschen angeboren, behauptet der Psychoanalytiker Sigmund Freud. Es sei ganz natürlich, zu dem, was einem vertraut ist, eine enge Beziehung zu haben, während alles Fremde als bedrohlich empfunden werde.

„Die Existenz der Aggressionsneigung, die wir bei uns selbst verspüren können, beim andern mit Recht voraussetzen, ist das Moment, das unser Verhältnis zum Nächsten stört.“¹

Völlig unrealistisch erscheint Freud auf dem Hintergrund dieser Erkenntnis die Forderung der Bibel, den Nächsten wie sich selbst zu lieben.

„Warum sollen wir das? (...) Wenn ich einen anderen liebe, muß er es auf irgendeine Art verdienen. (...) Er verdient es, wenn er mir in wichtigen Stücken so ähnlich ist, daß ich in ihm mich selbst lieben kann. (...) Aber wenn er mir fremd ist und mich durch keinen eigenen Wert, keine bereits erworbene Bedeutung für mein Gefühlsleben anziehen kann, wird es mir schwer, ihn zu lieben.“²

Wer ist mein Nächster? In der Bibel ist diese Frage der Auslöser für die Geschichte vom barmherzigen Samariter.

Und siehe, da stand ein Schriftgelehrter auf, versuchte ihn [Jesus] und sprach: Meister, was muss ich tun, dass ich das ewige Leben ererbe?

Er [Jesus] sprach zu ihm: Was steht im Gesetz geschrieben? Was liest du?

Er [der Schriftgelehrte] antwortete und sprach: „Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von allen Kräften und von ganzem Gemüt, und deinen Nächsten wie dich selbst.“

Er [Jesus] aber sprach zu ihm: Du hast recht geantwortet; tu das, so wirst du leben.

Er [der Schriftgelehrte] aber wollte sich selbst rechtfertigen und sprach zu Jesus: Wer ist denn mein Nächster?³

Sigmund Freud würde die Frage klar beantworten: Mein Nächster ist ein Mensch, der mir nahe steht, der mit mir verwandt oder befreundet ist. Ganz unmöglich und der menschlichen Natur zuwider erscheint es ihm, in jedem X-beliebigen den Nächsten zu sehen.

„Dieser Fremde ist nicht nur im Allgemeinen nicht liebenswert, ich muss ehrlich bekennen, er hat mehr Anspruch auf meine Feindseligkeit, sogar auf meinen Hass.“⁴

Zahlreiche Glaubensgenossen Jesu sind derselben Meinung. In jedem beliebigen Menschen den Nächsten zu sehen, halten sie für eine Zumutung.

Deswegen biegen sich die Schriftgelehrten das göttliche Gebot, den Nächsten wie sich selbst zu lieben, so zurecht, dass sie es auch einhalten können. Der Nächste ist nicht mehr irgendwer, sondern derjenige, der denselben Glauben hat und demselben Volk angehört.

Würde Jesus nun in seiner Antwort auf die Frage des Schriftgelehrten: Wer ist denn mein Nächster? dieser üblichen und verbindlichen Schriftauslegung widersprechen, dann würde er die Kompetenz und Autorität der mächtigen Religionsvertreter anzweifeln und deren Unmut auf sich ziehen. Das wäre unklug und gefährlich. Jesus antwortet lieber mit einer Geschichte:

Es war ein Mensch, der ging von Jerusalem hinab nach Jericho und fiel unter die Räuber; die zogen ihn aus und schlugen ihn und machten sich davon und ließen ihn halb tot liegen.

Es traf sich aber, dass ein Priester dieselbe Straße hinab zog; und als er ihn sah, ging er vorüber.

Desgleichen auch ein Levit: als er zu der Stelle kam und ihn sah, ging er vorüber. Ein Samariter aber, der auf der Reise war, kam dahin; und als er ihn sah, jammerte er ihn; und er ging zu ihm, goss Öl und Wein auf seine Wunden und verband sie ihm, hob ihn auf sein Tier und brachte ihn in eine Herberge und pflegte ihn.

Am nächsten Tag zog er zwei Silbergroschen heraus, gab sie dem Wirt und sprach: Pflege ihn; und wenn du mehr ausgibst, will ich dir's bezahlen, wenn ich wiederkomme.⁵

Mit wenigen Worten führt Jesus dem Schriftgelehrten vor Augen: Religiöse Vorschriften, die einen daran hindern, in einer akuten Notsituation zu helfen, sind unmenschlich.

Für den Priester und den Leviten ist der Personenkreis derer, die sie als ihre Nächsten bezeichnen können, klar eingegrenzt. Das sind ausschließlich die Angehörigen ihres Glaubens. Für ihren Dienst im Tempel unterliegen sie außerdem strengen Reinheitsvorschriften. Beide dürfen nicht mit fremdem Blut und schon gar nicht mit einer Leiche in Berührung kommen.

Jesus überlässt es dem Schriftgelehrten zu entscheiden, wer sich in der Geschichte als der Nächste erwiesen hat. Damit zwingt er ihn, selbst zu überlegen, ob es wirklich Gottes Wille ist, einen Menschen – egal, wer er ist – halb tot am Straßenrand liegen zu lassen.

Beschämt muss der Schriftgelehrte feststellen: Ausgerechnet ein Fremder aus Samaria, ein Ungläubiger, handelt hier vorbildlich und entspricht damit am ehesten dem Gebot Gottes, den Nächsten zu lieben.

Ich sehe in dem Verhalten des Samariters einen Schlüssel für gelingendes multikulturelles Miteinander. Er sieht in dem Verletzten am Straßenrand nicht den Fremden, sondern den Mitmenschen, der ihn braucht. Das lässt ihn alle Unterschiede vergessen: Religion oder nationale Herkunft, arm oder reich – all das spielt in diesem Augenblick keine Rolle. Es geht nicht mehr um die Andersartigkeit, sondern um die Begegnung von Mensch zu Mensch.

Mit der Geschichte vom barmherzigen Samariter führt Jesus so etwas wie eine Wertedebatte. Die führt heraus aus der Enge verkrusteter Denk- und Glaubensstrukturen und öffnet den Blick für das Wesentliche. Auch die Schülerinnen und Schüler unterschiedlicher Herkunft und Religion sind sich einig, wie wichtig es ist, einen Werte-Konsens zu finden.

Maria:

Ich stimme dem eigentlich zu, dass wir uns an das Grundgesetz halten – alle: Ausländer und Deutsche. ... Ein mögliches Problem könnte allerdings sein, dass das Grundgesetz auf christlichen Werten aufgebaut wurde. Ich finde, dass wenn man das allerdings genauer durchliest, dann merkt man, dass die Regeln, die dort aufgeführt werden, allen zugute kommen – egal ob man Jude, Muslima oder Christ ist. Zudem steht da ja auch, dass jeder gleich ist. D. h. man hat das Recht zur Ausübung von Religion und seiner eigenen Kultur.

Meint die Jüdin Maria. Und Moha stellt fest,

Moha:

... dass viele Migranten auch nicht wegen des Wetters hier sind, sondern wegen des Grundgesetztes, weil hier eben Meinungsfreiheit, Versammlungsfreiheit, Pressefreiheit und all das, was zu einer guten Demokratie dazu gehört, hier sind.

Ich mein, es sind Rechte, die es nicht überall gibt. Viele Migranten kommen nun mal aus Ländern mit politisch schwieriger Lage. Und ich beispielsweise mit persischem Migrationshintergrund, wie sich das so schön nennt, nehme nicht nur all das, die Sachen der deutschen Kultur mit, sondern das Beste aus beiden Kulturen: aus der persischen und aus der deutschen Kultur. Und ich denke, das ist so: `n Zwischending für sich selbst zu finden, ist eine sehr gute Mischung.

Das Gespräch mit den Schülerinnen und Schülern lässt mich hoffen, dass das Miteinander der Kulturen doch noch klappen könnte. Zumindest zeigen sie, wie es gehen könnte: Moha zum Beispiel lädt dazu ein,

den Reichtum in der Vielfalt der Kulturen zu entdecken. Für ihn ist sie eine Chance, sich selbst zu finden. Die Identität wird eben nicht dadurch gewahrt, dass man sich voneinander abschottet. Ganz im Gegenteil: Es ist sinnvoll, sich mit dem Fremden und Andersartigen vertraut zu machen und es ebenso kritisch zu bedenken wie die eigenen Traditionen. Daraus entsteht etwas Neues und ganz Eigenes.

Kulturen und Traditionen verändern sich und mischen sich, wenn sie aufeinander treffen. Sie sind nichts Statisches. Da wo Menschen – wie diese jungen Erwachsenen – einander offen und respektvoll begegnen und das Miteinander einüben, wird die Vielfalt nicht länger als bedrohlich, sondern als völlig normal empfunden.

Ganz selbstverständlich ist der Andere dann auch mein Nächster. Tibor und einige Mitschüler haben das eindrucksvoll unter Beweis gestellt. Als sie mit dem Geschichtskurs den Bundestag in Berlin besichtigt haben und dort in der Kantine essen gegangen sind:

Tibor:

Und dann haben wir gehört, wie der Küchenchef zu einem Mädchen gesagt hat: „Ja, die Islamisten müssen ja auch was zum Fressen bekommen hier.“ Und: „Hier ist dein Islamistenfraß.“ Und da haben wir dann auch erst mal empört geguckt. Und als wir dann unsere Tablettts zurückgebracht haben, haben wir gesehen, wie er zu einem Mitarbeiter, der auch Ausländer war, gesagt hat: „Ja, diese Scheißtürken hier.“ Da war dann wohl, wie sich später herausstellte, eine Gruppe von fünf oder sechs Ausländern, die ihr Tablett wohl nicht richtig zurückgestellt haben. Und ja, dann hat er halt so `ne Äußerung fallen gelassen. Und dann bin ich mit zwei anderen Schülern – ja – das melden gegangen. Und dann kam der Chef, ich weiß jetzt nicht genau, welche Position der da jetzt hat im Bundestag, der ist dann gekommen und hat dann, ist dann mit uns zu dem Küchenchef gegangen und hat ihn daraufhin zur Rede gestellt und der sagte, also der hat das natürlich bestritten und hat gesagt, falls ihm so etwas rausgerutscht sei, dann hätte das wohl was mit seiner Berliner Schnauze zu tun. Dann haben wir das natürlich bestritten und es so erzählt, wie wir es auch gehört haben. Und wie sich dann später herausgestellt hat, hat dann der Mitarbeiter, der ausländische Mitarbeiter dann auch gesagt, dass er des Öfteren etwas sagt wie „Sarrazin müsste an die Macht kommen“ und so etwas. Und daraufhin hat dann die Person, die wir dann geholt haben, mit der wir dann zum Küchenchef gegangen sind, den sofort gefeuert.

Mich hat der beherzte Einsatz der Schülerinnen und Schüler für ihre ausländischen Mitbürger tief beeindruckt. Sie lassen sich nicht durch einige Unverbesserliche ihre eigenen positiven Erfahrungen im Zusammenleben der Kulturen kaputt machen. Im Fremden den Mitmenschen wahrzunehmen, ist der Schlüssel für ein besseres Miteinander – heute wie zu Jesu Lebzeiten. „Gehe hin und tue desgleichen!“ hatte Jesus dem Schriftgelehrten am Ende der Geschichte vom barmherzigen Samariter mit auf den Weg gegeben. Bei den Jugendlichen meiner Gesprächsrunde ist die Aufforderung angekommen.

Quellenangaben:

¹ Sigmund Freud: Das Unbehagen in der Kultur. In: Sigmund Freud: Werkausgabe in zwei Bänden. Hrsg. von Anna Freud und Ilse Grubrich-Simitis, Bd. 2, Frankfurt a. M. 1978.

² Ebenda, S. 398f.

³ Lukas 10, 25-29, zitiert nach: Die Bibel nach der Übersetzung von Martin Luther in der revidierten Fassung von 1984. Durchgesehene Ausgabe in neuer Rechtschreibung. Deutsche Bibelgesellschaft, Stuttgart 1984.

⁴ Sigmund Freud, a.a.O., S. 399.

⁵ Lukas 10,30-35.

Musikangaben:

1 Rabi Abou-Khalil: In Search Of The Well. Enja Records.

2 Rabi Abou-Khalil: After Dinner. Enja Records.

3 Isaac Albéniz: Malaguena. Best of Gitarre.

4 Enrique Granados: Andaluza. Best of Gitarre.